



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

46) Roman von Carl Ed. Klopfer.

„Gott ſegne Dich für dieſen befreienden Entſchluß! Ja, wir müſſen reden! Zu lang ſchon haben wir's verſäumt. Hans, Hans, laß' uns beten, daß mich der Himmel jezt vor einer Enttäſchung behüte, die Dich und mich erſt ganz zerſchmettern müßte! Ich ſtehe vor einer Entſcheidung über unſer Leben. Beſſer wär's, ich hätte die Kraft, Dich davon erſt wiſſen zu laſſen, wenn unſer Urtheil gefallen iſt, aber da bin ich in der lezten Stunde wieder ein ſchwaches Weib.“

Er drückte eine ihrer Hände an ſeine Bruſt, ſtreichelte ſie und ſuchte die Bewegung niederzurufen, die ihn ſelbſt bis zur Kraftloſigkeit erſchütterte.

„Tini, ſo habe ich Dich noch nie geſehen! Sprich Dich aus, ruhig und deutlich, daß ich Dich doch verſtehe! Was iſt Dir begegnet, was iſt geſchehen — da drüben auf Birkenried?“

Sie machte ſich los, ſich zu einem geordneten Gedanken- gange ſammelnd. Dann lachte ſie kurz auf, ein verzweifelttes bitteres Lachen.

„Das kannſt Du freilich nicht errathen! — Weißt Du, daß ich mir ſieben einen Meuchelmörder gedungen habe?“

„Einen Meuchelmörder? Tini, was ſoll das? — Einen Meuchelmörder! Für wen?“

„Für Dich!“

Er ſtarrte ſie entſetzt an, im Moment von dem gräßlichen Gedanken durchzuckt, die Sequälte ſchon beim Irſinn angekommen zu ſehen.

„Ja, ſtaune nur, mein Freund! Ich ſtaune jezt ſelber, wie ich den Muth finden konnte, dem Tigerblick dieſes Verbrechers Stand zu halten.“

„Von wem ſprichſt Du denn eigentlich?“

Sie ſchüttelte den Kopf und machte einen rafchen Gang über den Leppich. Dann ließ ſie ſich in einen Beſtuhl nieder. Jezt ſprach ſie ruhig und klar, als gälte es, eine leiſenſchaftliche Unterredung zu eröffnen.

„Höre mich an, Hans, und faſſe Dich in Geduld! — Iſt Dir ſchon einmal Folgendes begegnet: Du ſiehſt ein Ding, ein Bild, eine Erſcheinung, durch einen ganz unbedeutenden Anlaß Dir vor Augen gerückt, und haſt im Momente das Gefühl: Genau daſſelbe muß ich ſchon einmal geſehen haben, obgleich Du im Gegentheil beſtimmt weißt, daß dies nicht der Fall ſein kann, ſondern daß Du dem betreffenden Etwas ganz gewiß zum allererſten Male gegenüberſiehſt?“

„Das ereignet ſich gar nicht ſo ſelten. Aber . . .“

„Laß' mich ausreden! — Ich meine nicht ſo ein Alltags- vorſommniß. Ich denke zum Beiſpiel an einen Fall, wie ich ihn einmal behaupten gehört — und bezweifelt habe. Einer kommt in eine ihm biſlang durchaus fremde Ortschaft und betritt da- ſelbſt ein Haus. Und obſchon er weiß, daß er ſich zum erſten Male da befindet, kommt ihm Alles, was er ſieht, wunderſam

bekannt vor, ja er findet ſich ſogar in allen Räumen zurecht; dort hinter jener Thür muß ein Zimmer ſein, da ſteht ein gewiſſes Möbel an einer gewiſſen Stelle — er öffnet, und es ver- hält ſich wirklich ſo. Und was das Allerwunderbarſte iſt, er iſt über dieſes Wunder gar nicht ſo eigentlich erſtaunt. Es iſt ihm eben, als ob er das Alles ſchon in einem früheren Leben ge- ſehaut und in ſich aufgenommen hätte. Dergleichen, hab' ich ſagen hören, es mag zu dem Glauben an eine Seelenwanderung geführt haben.“

„Nun, aufrichtig geſtanden, dergleichen kann ich mir nicht gut denken. Ich glaube auch nicht an Seelenwan- derung.“

„Um ſo beſſer! Dann erkläre mir, was dem zu Grunde liegt, was ich geſtern erlebt und empfunden habe — drüben im Speiſeſaal Morawinski's, als Doktor Bloch den brennenden Vorhang dämpfte!“

„Ach ja! Da biſt Du aufgeſprungen, wie von der Tarantel geſtochen. Aus Schreck doch wohl . . .“

„Ja, aber nicht im Schreck über die auſlobernde Flamme, ſondern über den Anblick jenes Menſchen mit dem vor- geneigten Oberkörper, die Arme zu einem Gewaltſtreiche ge- brauchend . . .“

„Ich weiß nicht, was Du meiniſt,“ küſterte Brünow, in ungeheure Spannung verſetzt durch den merkwürdigen Ausdruck ihres Geſichtes.

Jezt ſtand ſie auf. Ihre Worte wurden noch gewichtiger.

„Und da war's — als ob ſich ein Thor in meinem Gedächtniß aufriſſe. Es ſchloß ſich zwar augenblicklich wieder, aber ich habe erkannt: Dieſe Situation haſt Du ſchon ein- mal erlebt: denſelben Mann, in genau derſelben Stellung vor Dir; er Dir den Rücken zuwendend, den Kopf genau ſo vornüber gebeugt, dieſe Wucht in ſeinen Schultern — ſo, als erſticke er etwas Lebendiges zwiſchen ſeinen mörderiſchen Fingern . . .“

Brünow wollte ſeinem Beſtremden Ausdruck geben, aber der ſonderbare Blick, mit dem ihn ſeine Frau fixirte, drängte ihn das Wort zurück. Plötzlich griff er ſich an die Stirn.

Nicht umſonſt hatte er es ſo trefflich gelernt, ſich mit ihr in Blicken zu verſtändigen.

„Was wäre das?“ ſchrie er laut auf.

Jezt ſprang ſie auf ihn zu, ihm die Hände auf die Achſeln legend. Die Worte ſprudelten ihr vom Munde.

„Du denkſt daſſelbe wie ich? Hans, Hans! Ich brauche mich alſo nicht eine Närrin zu ſchelten, die ſo gern an ihre Befreiung glauben möchte? Es wäre möglich, daß ein Anderer mir dieſe fürchterliche Schuld aufgebürdet hätte, und daß meine Hände rein wären?“

Er drängte ſie von ſich, ganz und gar mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt. Sie beobachtete ihn ſo einige Sekunden in athemloſer Bewegung.

„Ich will Dir zu Hilfe kommen,“ ſagte ſie dann, „vor Allem mit der Frage, über die ich ſchon bis an die Grenze des Stumpfinnes gegrübelt habe. Wie gelangte ich in jener Nacht ins Schlafzimmer der Tante, wenn es — wie man feſtgeſtellt

haben will — von allen Seiten verschlossen war? Sollte mir nicht doch Jemand geöffnet haben, mit einem Nachschlüssel vielleicht?"

„Was sprichst Du da?“ fiel er ihr in die Rede. „Du hast doch einen geheimen Nebengang benutzt.“

„Woher weißt Du das?“ unterbrach jetzt sie in stürmischer Hast.

Hans setzte ihr in eiligen Worten auseinander, was er am Tage nach dem Morde mit Gekner beobachtet hatte.

Da stieß sie einen leisen Jubelschrei aus.

„Ha!“ Dieser geheime Zugang — ich hatte keine Ahnung davon — und es muß ihn mir doch Jemand gezeigt haben, nicht wahr? Und Bloch kennt ja das Schloß besser als sonst Jemand. Ich habe wohl von einer geheimen Treppe und dergleichen reden hören, aber Alles für Dienstoffotengeschwätz gehalten, wie ja die Anderen auch. Nun hast Du Dich selber überzeugt, daß verborgene Zugänge zu diesem Kabinett existiren, das einst der Ahnfrau des Hauses Ebersperg gebient haben soll. Bloch kann dieses Schloßgeheimniß entdeckt haben. Ist es nicht sogar wahrscheinlich?"

„Kind, Kind, laß mich nur zu mir selber kommen!“ wehrte er sie sanft ab. „Am Ende kann Alles doch nur ein Wahn sein, zu dem Du nun auch mich verleiten willst. — Bloch! Herrmann Bloch, dieser nüchterne Kopf — und solch' eine wahnstümmige That! Unglaublich! Wie sollte das Alles überhaupt zusammenhängen, mit welchen Motiven, und wie könnte es zugegangen sein?"

„Nun, ich habe aus dem Buche, das Du mir weggenommen hast, genug gelernt, um in erster Linie die Möglichkeit einzusehen, daß mich ein fremder Wille gegängelt hätte.“

„Ein hypnotischer Befehl?"

„Ja, so nennt man das. Und sein Zweck? Vielleicht erkennst Du ihn, wenn ich Dir sage, daß mich jener entsehlliche Mensch mit einer tollen Liebesleidenschaft verfolgt.“

„Bloch?!"

Sie nickte und erzählte ihm, was sich neulich und heute zwischen ihnen ereignet hatte. Brünnow wich mit weit aufgerissenen Augen zurück.

„Tini! Das hast Du gewagt?"

„Ich kämpfe um mein Glück!" sagte sie fest. „Und als ich heute hinüberging, meine Fäden an den ersten Verdacht zu knüpfen, der gestern zugleich mit jener Feuerflamme vor mir aufgestiegen ist, da war ich fest entschlossen, meine Sache ganz allein zu führen. O ja, ich bin stark, und ich wollte es Dir und mir beweisen! Ich hätte auch nicht früher gesprochen, als nach der Entscheidung, wenn ich nicht eine persönliche Gefahr bei dem heutigen Stellbicheln zu fürchten hätte, denn der Mann ist offenbar nicht mehr bei gesundem Verstande.“

„Wie, Du wolltest wirklich hingehen?"

„Gewiß. Sieht es denn ein anderes, rascheres Mittel, an mein Ziel zu kommen? Und gieb Acht, wie ich diesen verruchten Geist zu bannen wissen werde! O, jetzt hätte ich wahrhaftig die Energie, ihm ein Geständniß der vollen Wahrheit zu erpressen! Wenn ich nur die physische Kraft dazu hätte!"

„Und dennoch — verzeh! — Du phantastir! Was hätte denn der Mann nun erreicht mit jenem Morde, gleichviel, ob er ihn nun selbst vollführt oder Dich als Werkzeug . . ."

Er wagte nicht zu vollenden, als er Eglantine schmerzlich zusammenzucken sah.

„Er kann sich ja im Endresultat geirrt haben," erwiderte sie dumpf, „mit der Eroberung meiner Gegenliebe, meine ich. Zuweilen war's mir wirklich so, als ringe mir ein unsichtbarer Dämon die Liebe ab, die ich für Dich, mein Theurer, im Herzen trug. Hast Du's nicht auch empfunden? — Und sieh',

Tante Abelgunde mußte ihm doch im Wege stehen, wenn er daran dachte, mich als ihre Erbin heimzuführen. Begreifst Du nicht? — Und der rasche Gang der Ereignisse, der seinen Plänen in die Quere kommen mußte, der Zwischenfall mit Jan oder Vladimire Morawinski, der die arme Frau zur Besinnung auf ihre Mutterpflichten brachte . . ."

„Wahr, sehr wahr! — Allerdings, ob dann die scheußliche That er selbst . . . Wir können uns das doch nicht verhehlen, so gräßlich es auch ist.“

„Warum dann aber mein Erinnerungsblitz?" rief sie verzweifelt. „Die plötzliche Empfindung, daß ich den Mann in jener Stellung schon einmal gesehen haben müßte?"

Brünnow antwortete ihr nur mit einem Seufzer unter einer müden Geberde. Er hatte nicht den Muth, ihr zu sagen, daß da eine Täuschung vorliegen könne, hervorgehoben durch den phantastischen Gedanken, ob nicht doch ein Fremder die That begangen habe, und wie sie ein solcher vollführt haben müsse. Die Vorstellung von einer Person, die eine andere erdroffelt, war ja nicht schwer, und die Geberden dabei konnten ja bei Jedermann fast nur dieselben sein.

„Nun, wir werden heute noch Gewißheit erlangen!" sagte Eglantine dann, sich entschlossen aufrichtend. „Du begleitest mich?"

„Selbstverständlich.“

Sie reichte ihm die Hand. Jetzt waren sie wieder die beiden Leidensgefährten, die Kameraden, die treu zusammenhalten und es überflüssig finden, das in Worten auszusprechen. Nun ging's ja auch — an's Handeln!

Die alte Baronin begab sich ihrer Gicht wegen heute schon sehr früh zu Bette, und auch Käthe zog sich bald nach dem Abendessen zurück, ärgerlich über „diese zwei Langweiligen", mit denen heute nicht ein vernünftiges Wort zu sprechen war; die hatten ja merkwürdigerweise nicht das geringste Verständniß für das, was eine junge, glückliche Braut bewegte.

Das Ehepaar blieb noch eine Weile allein am Tische sitzen. Die Uhr zeigte schon ein Viertel über Neun — sie sahen jede Minute nach dem Zeiger —, aber man durfte ja keinesfalls zu früh kommen, wenn sie nicht in Gefahr laufen wollten, daß Bloch den Begleiter Eglantinen entdecke. Ueberdies sollte ihn das Erwartungsieber auch vorbereiten.

Endlich erhoben sie sich, gleichzeitig wieder nur einen Blick austauschend, wie zwei Verschworene, die sich stumm zu einem Werke rüsten . . .

„Den zweispännigen Schlitten!" befahl Brünnow unten leise dem Kutscher, der sich eben in die einst von Jan Stalick bewohnte Kammer zurückziehen wollte. „Und kein Aufsehen gemacht, es handelt sich um eine Ueberraschung!"

Brünnow besorgte nur, daß seine Schwester noch herabsehen könne; das Zimmer der Mutter lag glücklicherweise nach rückwärts, nach dem Garten hinaus. Joseph durfte den Pferden natürlich auch kein Schellengeläute anlegen.

Sie athmeten auf, als sie zienlich geräuschlos auf die mondbeschiene Straße hinauslanten, und ihre Hände fanden sich unter der Pelzdecke zu einem innigen Druck.

Das war eine seltsame Fahrt. Joseph durfte nicht einmal mit der Peitsche knallen. Hätten die Rosse nicht von Zeit zu Zeit geschwandelt und mit ihren Hufen dumpf den Schneeboden geschlagen, man hätte einen Geisterpuk in diesem Fuhrwerke erblicken können.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Etikette.

Selbst der strengste Kritiker der Chinesen wird zugeben müssen, daß sie die Gewohnheit der Höflichkeit auf eine Stufe der Vollendung gebracht haben, die in den Ländern des Westens nicht nur unbekannt ist, sondern die man sich, ehe man sie aus persönlicher Erfahrung kennt, kaum vorstellen kann. Den Klassikern zufolge beträgt die Zahl der Regeln, welche sich auf das Zeremoniell, sowie auf das Betragen beziehen, 300, bezw. 3000. Wir wollen natürlich nicht damit gelagt haben, daß der Chinese in seinem alltäglichen Leben an eine solche verwickelte Masse von Regeln gebunden ist, sondern nur, daß er den Höflichkeitskoder stets befolgen muß, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet, die der Chinese übrigens nie unbemerkt vorbeiziehen läßt. Sollte er bei gebotener Gelegenheit einmal nicht wissen, was er zu thun hat, so würde er sich ungemein lächerlich machen.

Der Begriff, den die Chinesen von dem Worte „Höflichkeit“ haben, weicht allerdings ganz bedeutend von dem Sinne ab, in dem wir dasselbe verstehen. Dies erklärt sich aus dem Unterschied, wie wir die Bedeutung des Wortes Zivilisation auffassen. Die Etikette ist in China weiter nichts, als ein Ritual von Förmlichkeiten. Die Strenge der chinesischen Etikette macht sich, wie leicht erklärlich, in den Städten am meisten bemerkbar, je weiter man sich ins Land begiebt, desto mehr schwindet sie, obgleich die Landbevölkerung ebenso gut ihre Nothwendigkeit anerkennt.

Die Etikette der Chinesen ist, von dem Standpunkte eines Europäers aus betrachtet, in den meisten Fällen ein Unbding. So schickt ein Chinese dem anderen gern Geschenke, um sich für empfangene Gunstbezeugungen zu bedanken. Sie bestehen zumeist aus Gegenständen, wie Gerichte, Früchte, Thee u. dergl. Doch der Empfänger würde auf das Größte gegen die Regel der Etikette verstoßen, falls er alle Gabe behielte; er darf sich nur einiges aussuchen und muß den Rest wieder an den Geber zurückschicken. Wenn ein Chinese ein Zimmer betritt, in dem sich eine Anzahl von Personen befinden, so darf er sich nicht vor jedem Einzelnen verbeugen, sondern muß zuerst einen tiefen Wüchling nach rechts und sodann nach links machen. Sollte aber ein ganz besonders intimer Freund anwesend sein, so fann dieser, wie auch der Eintretende, ein paar Schritte sich nähern, und Beide dürfen sich dann mit geschlossenen Armen und einer Verbeugung begrüßen. Spricht man einen Vorgesetzten an, so darf man ihm nicht starr ins Gesicht sehen, sondern muß die Augen auf seinen Kragen richten und darf nur dann und wann in seine Augen schauen. Die linke Seite ist der Ehrenlich; der Gast erhält ihn und der Gastgeber nimmt die rechte Seite; doch darf man sich auf keinen Fall niederlegen, ehe sich nicht der Erstere hingelegt hat, und sollte sich der Gast oder Gastgeber erheben, selbst wenn er nur die geringste Bewegung zum Aufstehen macht, so muß der Andere seinem Beispiele folgen. Auch ist es höchst unhöflich, sich hinzulegen, während jemand anderes, der einen gleichen gesellschaftlichen Stand einnimmt, steht.

Ähnlich wie die Franzosen, halten die Chinesen es nicht für höflich, stets einfach auf eine Frage „Ja“ oder „Nein“ zu antworten; sie ändern die Form einer Frage daher oft in eine bejahende um, indem sie als Antwort so weit wie möglich dieselben Worte des Fragestellers gebrauchen. Doch hält man es nicht im Geringsten für unhöflich, Erkundigungen über die Personalangelegenheiten eines Fremden einzuziehen; Thatsache ist, daß solche Fragen zumeist ein Zeichen der Höflichkeit sind. „Wie alt bist Du?“ „Bist Du verheirathet?“ „Wie viel Geld verdienst Du im Jahre?“ „Wo gehst Du hin?“ „Was wirst Du anfangen?“ — Dieses und Ähnliches sind Fragen, welche man Chinesen beständig stellen hört. Man hält es aber für einen Verstoß gegen die Etikette, einen Mann, den man auf der Straße trifft und der Einem Geld schuldig ist, an die Zurückzahlung der Summe zu erinnern. Die höflichste Form, in welcher man Jemandem hierum ersuchen kann, ist, ihn zu bitten, die eine Summe Geldes zu leihen. Sich laut zu räuspern, auszuspucken, die Finger anstatt des Taschentuches zum Schnauben der Nase zu benutzen, lautes Aufstoßen wird als nicht im Geringsten unanständig angesehen, selbst wenn man sich in vornehmer Gesellschaft befindet. Man hält es jedoch für unhöflich, die Brille aufzubehalten, wenn man sich in Gegenwart eines Gastes oder Höhergestellten befindet; gleichviel, wie fürsichtig eine Person sein mag, sie muß sich dieser Regel der Etikette unterwerfen. Es ist leicht begreiflich, in wie

große Verlegenheit sich mancher Mann unter Umständen durch solchen Gebrauch versetzt sieht.

Was die Kopfbedeckung der Chinesen anbetrifft, so giebt es Hüte, die in einem Zimmer oder Hause aufbehalten werden müssen, während andere auf keinen Fall getragen werden dürfen. Die gewöhnliche Kappe mit dem roten, schwarzen oder weißen (falls die Person in Trauer ist) Knopfe darf stets aufbehalten werden, so auch der Beamtenhut und die Kopfbedeckung der Diener eines Mandarins, falls sie in Uniform erscheinen. Vor seinen Herrn darf kein chinesischer Diener mit seinem um den Kopf oder Hals gewundenen Zopf treten; dasselbe gilt von Personen, die vor den Schranken des Gerichtes stehen; der Zopf muß stets lang am Rücken herabhängen. Lange Fingernägel sind ein Zeichen der Achtbarkeit; sie beweisen, daß die Person sich ihr Brod nicht durch gewöhnliche Händearbeit verdient. Die Nägel sind mitunter zwei Zoll und noch länger, doch für gewöhnlich nur an einem oder zwei Fingern. Da man sich in China beim Gruße nicht die Hände drückt, so erwachten dem Chinesen aus dieser Sitte keine besonderen Schwierigkeiten. Bei Begrüßungen drückt der Chinese seine beiden Hände und bewegt sie dann mehrere Mal auf und nieder, ein paar Zoll vor seiner Brust. Will er sehr höflich sein, so erhebt er sie so hoch wie seine Stirn, während er eine tiefe Verbeugung macht. Damen befolgen aber nicht ganz diese Begrüßungsweise, sondern sie ergreifen mit ihrer Rechten den linken Unterärmel und ahmen dieselbe Bewegung nach. Reicht man Jemandem etwas, so gebraucht man beide Hände dazu; selbst bei kleinen Theekassen beobachtet man diese Regel der Etikette, die auch befolgt wird, wenn man etwas von Jemandem in Empfang nimmt. Bei Mahlzeiten essen Männer und Frauen nie zusammen, ausgenommen die Frauen gehören der demi-monde an; selbst Mann und Frau nehmen ihre Mahlzeiten gesondert ein. Die Kinder warten, bis sich die Erwachsenen gesetzt haben. Jeder hat seinen Reisknapf vor sich, aber er nimmt mit seinen Ghestäbchen Stückchen Fleisch, Gemüse u. dgl. aus der gemeinsamen Schüssel, die mitten auf dem Tische steht, heraus; doch soll man diese Speisen nur von der Seite der Schüssel aufnehmen, die einem am nächsten ist. Beim Diner darf der Gastgeber die Tafel nicht früher verlassen, bis alle seine Gäste mit dem Essen fertig sind. Bei Besuchen wird sofort Thee vorgelegt; doch ist es unhöflich, diesen zu trinken, ehe man Anstalten zum Aufbruch macht.

Man sieht aus dieser dem in Shanghai erscheinenden Ostasiatischen Lloyd entnommenen gedrängten Uebersicht der Regeln des chinesischen Komplimentirbuchs, daß die Mehrzahl von ihnen für uns Europäer allerdings ein Unbding sind, daß sich Manches aber mit unseren Gebräuchen vollkommen deckt.

Allerlei.

Als Bismarcks Kiffinger Tag. Ein kleiner Laden an der uralten, mit zwölf Heiligenbildern geschmückten Mainbrücke Würzburgs trägt das Schild „Albert Müller, Perückenmacher und Coiffeur“. Dem Fremden, der die unterfränkische Metropole aufsucht, fällt besagter Albert Müller, ein alter, kleiner Herr mit schwarz geschnittenen Augen, schneeweißem Künstlerhaar und tief-schwarzem, stramm ausgezogenem Schnurrbart, unwirgerlich auf, wenn er Tags unter der Thür seines Geschäftes steht und die Vorübergehenden mit kritischen Blicken mustert. Von 1876 an bis 1893, wo Bismarck zuletzt in Kissingen war, hat Müller, wie dem „B. L. A.“ geschrieben wird, dem Fürsten Bismarck als „Verfälscherungs-rath“ zur Seite gestanden. Der Fürst klagte gelegentlich über Kopfschmerz, das er sich durch eine Erkältung zugezogen habe. Müller wies auf die Raubhauptsigkeit des Fürsten hin und erbot sich, ihm ein Loupé anzufertigen. „Ja, wenn ich's nicht wäre!“ meinte Bismarck lächelnd. „Aber, Du lieber Gott, was würde das für einen Spektakel geben! Jeder Mensch würde meine Perrücke sehen wollen. Stellen Sie sich das angenehm vor? Uebrigens habe ich schon früher mal eine getragen. Das war in Rußland. Ich bin aber wieder davon abgekommen.“ Müller schlug nunmehr vor, dem Fürsten den Kopf zu waschen, das würde ihn erquicken. „Nein,“ lautete die Antwort, „mir soll Niemand den Kopf waschen.“ Als Bismarck zum ersten Male nach seiner Entlassung nach Kissingen kam, glaubte Müller, ihm seinen Glückwunsch zum Uetretritt in den wohlverdienten Ruhestand nicht vorzuenthalten zu dürfen. Er meinte, Durchlaucht sei gewiß froh, die ungeheure Arbeitslast und Verantwortung jetzt los zu sein. Der Fürst hörte ihn gutmüthig an, dann gebrauchte er ein Bild, das er lautete auch bei anderen Gelegenheiten angewendet hat. „Jawohl,“ lautete die Antwort, „ich bin froh; wenn ich früh Morgens meine Uhr aufgezogen habe, dann bin ich mit meiner Arbeit für den Tag fertig.“ Eine Reliquie eigener Art ist in den Händen Müllers geblieben. Jedes Mal, wenn er zum Fürsten gekommen, hat er sich eine Probe

er
Du
in
ung
liche
len,
wer-
in
iner
daß
den
hat
isse,
felt,
die
agte
itst
die
lten
Mum
ente
nach-
ang-
zu
ge-
raut
ische
ehen
mes-
lten,
olte
Blick
nem
leise
be-
ge-
ehen
rück-
rden
vnd-
sich
mal
t zu
oben
werke



von dessen Haupthaar zurückgelegt. So ist eine recht wertvolle Sammlung entstanden. Die ersten Büchel aus den siebziger Jahren zeigen neben den Silberfäden noch zahlreiches dunkleres Haar. Dann wird die Farbe hell und heller, bis das Schneeweiß des Achtzigers erreicht ist. Die Sammlung hat Müller seinen Kindern zum Vermächtnis bestimmt. Das Couvert von 1893 trägt neben dem Datum die Aufschrift: „Heute habe ich dem Fürsten Bismarck, wie ich glaube, leider zum letzten Male das Haar geschnitten.“

„Bismarck-Guthüllungen“. Ein marziges Bismarcklied schreibt die im Verlage von G. Hirsh zu München erscheinende Zeitschrift „Jugend“ allen jenen taft- und gefinnungslosen Menschen ins Stammbuch, die sich nicht scheuen noch schämen, das Andenken des großen Kanzlers aus Unverständigkeit und Geldgier zu beschmutzen. Das Gedicht lautet:

Was schreit der Böbel? Hörst Du den heisern Ton
Und siehst die Häute, die in Pygmäenwuth
Sich heben zu dem Bild des Riesen,
Der über sie zu den Wolken aufragt?

Warum der Lärm wohl? Weiß in dem Rehrichth jüngst
Ein Lump aus Lumpen sich den Beweis geholt,
Daß dieser Ueberlebensgroße
Doch hin und wieder ein Mensch gewesen?

Und darum schreit Ihr? Darum bemüht Ihr Euch,
Das hehre Erzbild jetzt vom Altar zu zieh'n?
Habt Ihr ihn selbst für mehr als einen
Menschen gehalten, Ihr fürchtbar Kleinen?

Wie prächtig war er, wenn er in Born entflammt
Mit Stirnenrunzeln donnernde Worte rief,
Die ewigblinden Hören strafend,
Die ihn im heiligsten Schaffen störten!

Wenn er mit scharfer Geißel das Schranzenvolk
Wie Raben peitschte, das ihn mit Daß verfolgt,
Wenn das Gespinnst von Weiberränken
Er mit erlösender Faust zersterte!

Könnt Ihr ihn schmähen, wenn, seines Rechts bewußt,
Er auch zum Herrn oft bittere Wahrheit sprach,
Statt nach Bedientenart zu schmeicheln,
Wo er ihn nackt sah und schwach und menschlich?

Nahm er mit mehrem, blutendem Herzen wahr,
Wie seines Lebens herrliches Schöpferwerk
Durch unbedachtes Thun Gefahr lief —
Daß er dann grollte — könnt Ihr es tadeln?

Daß ihm statt süßer Milch in den Adern floß
Heiß-rothes Herblut — habt Ihr das nicht gewußt?
War er im Groll nicht zehnmal schöner
Als die Virtuosen des feinen Lächelns?

Rein! Was ein Bettler dort aus dem Moder grub,
Wird uns sein Bild nicht trüben, noch blendet jetzt
Soll es in jedem Herzen strahlen,
Das sich im Geiste des Allen deutsch nennt!

Wie alt ist der Regenschirm? Das jetzt sehr zeitgemäße Thema ist neuerdings von französischen „Forschern“ aus Tapet gebracht worden. Vielleicht hat die Hundertjahrfeier des Kaisers, die vor einiger Zeit gefeiert werden konnte, das Bedürfnis geweckt, auch über das Alter des Regenschirmes ins Klare zu kommen. Die Ergebnisse dieser Forschungen lassen bisher viel zu wünschen übrig; aber das eine steht fest: der Regenschirm ist älter als 100 Jahre! Auf der Flucht des Königs nach Varennes ist nämlich schon ein Regenschirm aus dem königlichen Wagen; Passanten hoben ihn auf und brachten ihn zum Rathhaus, und heute ist er im Besitze eines Gutsheeren in der Nähe jenes Ortes. Es ist ein großes, etwas plummes Möbel; in die blaue Seide ist ein rotha Rand gewebt, der Griff hat gar keine Verzierungen und das Gestell ist aus vergoldeter Bronze. Dieses historische Stück steckt noch heute in seinem groben Bezug von grauer Leinwand. Darüber hinaus wird die Geschichte des Regenschirmes ein wenig dunkel, es existirt aber doch schon eine ganz ansehnliche Literatur darüber. Mehrere legen seine Erfindung in das Jahr 1680; aber schon in einem Kroninventar von 1673 sind nicht nur elf „Sonnenchirme aus verschiedenfarbigem Taffet“ erwähnt, sondern auch drei aus Wachsteinen mit goldenen und silbernen Franzen, die augenscheinlich dazu bestimmt waren, dem Keger Trost zu bieten. Ein Vers aus der Travette der Venede vom Jahre 1648 beweist, daß auch damals schon der Regenschirm im Gebrauch war. In früheren Zeiten ist immer nur von Sonnenchirmen die Rede, und es läßt sich nicht genau feststellen, ob es sich dabei nicht manchmal auch um einen „en-tout-cas“ handelte. Ein Regenschirmforscher glaubt aber aus dem im Jahre 1532 erschienenen Werk „Jehan de Paris“ den Beweis erbringen zu können, daß in diesem Jahr der Regenschirm noch unbekannt war. Ein Kapitel ist nämlich überschrieben: „Wie Jehan und seine Leute aus Furcht vor dem heranziehenden Regen sich Müntel anjogen und fortliefen.“ Danach hätten sie also keine Regenschirme gehabt. Wie aber, wenn sie sie nur versehen hätten?!

Der schnellste Eisenbahzug der Welt ist nach „Englisch Mechanic“ gegenwärtig der sogenannte „Atlantic City Flieger“, derselbe legt die Strecke zwischen Camden (gegenüber Philadelphia) und Atlantic City (88 km) in 47 1/2 Minuten zurück. Die mittlere Geschwindigkeit des Zuges muß danach etwa 112 km in der Stunde sein, während sie bei der größten Fahrgeschwindigkeit auf über 135 km in der Stunde anwächst. Gelegentlich ist sogar noch eine größere Gesamtleistung erzielt worden, indem die Strecke in 44 1/2 Minuten zurückgelegt wurde, was einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 121 km in der Stunde entspricht.

Vom Büchertisch.

— **Decorative Kunst.** (Zweiter Jahrgang.) — Die in dem Bruckmann'schen Verlag erscheinende Zeitschrift — herausgegeben von H. Bruckmann und J. Meier-Graefe — beginnt ihren zweiten Jahrgang mit einem dem plämiſchen Künstler H. van de Velde gewidmeten Heft, das sowohl durch seine äußere Erscheinung, die Pracht der Ausstattung, wie den künstlerischen Werth der dargestellten Werke die Bedeutung eines künstlerischen Ereignisses erlangen dürfte. Die außerordentliche Vielseitigkeit des berühmten Führers der modernen gewerblichen Bewegung kommt in einer Fülle von bisher unveröffentlichten Werken aller Gebiete, Architektur, Mobiliar, Tapeten, Stoffe, Schmuckachen, Beleuchtungskörper, Buchgewerbe u. s. w., glänzend zur Geltung. Nicht weniger als vier farbige Beilagen schmücken das Heft. Mit dieser Vergrößerung des Umfangs bei unveränderten Bezugsbedingungen steht eine Erweiterung der Zeitschrift in Verbindung, die größte Beachtung verdient. Mit dem vorliegenden ersten Heft des zweiten Jahrganges erscheint gleichzeitig das erste Heft einer französischen Ausgabe derselben Zeitschrift mit dem Titel „L'Art Décoratif“ unter derselben Leitung, mit dem Sitz in Paris. Die Zeitschrift hat in ihrem ersten Jahrgang gezeigt, daß sie in erster Linie deutschen Interessen dient; weit über die Hälfte des Umfangs des ersten Jahrganges war deutschen Werken gewidmet. Da die Leitung entschlossen ist, diesem Prinzip treu zu bleiben, erlangt die Herausgabe einer französischen Ausgabe für die Propaganda deutscher Kunst im Auslande einen Werth, dem zumal in Hinblick auf die Weltausstellung in Paris größte Bedeutung zukommt. Es versteht sich von selbst, daß die „Decorative Kunst“ fortfahren wird, neben die besten deutschen Werke solche künstlerischen Erzeugnisse des Auslandes zu stellen, die den deutschen Künstlern und Gewerbetreibenden sowie dem Publikum werthvolle Anhaltspunkte für Anregung und Vergleiche geben können. Dafür ist das erste Heft ein überzeugendes Beispiel. Ein anderes, das einem deutschen Künstler gewidmet ist, befindet sich in Vorbereitung. Mit diesem umfassenden Programm, für dessen Einhaltung der erste Jahrgang bürgt, mit der sehr wesentlichen Vergrößerung und Erweiterung, ist die Zeitschrift zu dem umfassendsten Organ der Welt für alle die neuen Gebiete geworden, die sich um die moderne Wohnung im weitesten Sinne, für die Bedürfnisse modernen künstlerischen Geschmacks gebildet haben.

— Von der Wochenſchrift „Magazin für Literatur“ (Herausgeber Dr. Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben), die am 1. Oktober in den Verlag Siegfried Cronbach in Berlin übergegangen ist, erscheint soeben die Nr. 41 des laufenden Jahrganges. Sie enthält unter andern bemerkenswerthen Aufsätzen: „Dreifuß-Briefe“ von Rudolf Steiner, einen interessanten Artikel über Guy de Maupassant und Heinz Lohvot, eine Besprechung der Jugend-Dichtungen von Georg Brandes, Berichte über Arthur Schnitzers neues Drama „Bermächtniß“ und über die musikalischen Erscheinungen der Woche. Das Beiblatt des „Magazin“, die „Dramaturgischen Blätter“ enthalten von dem Syndikus des „Deutschen Bühnenvereins“ Landesgerichtsdirektor Dr. Felsch: „Die Rechtsprechung in Schiedsgerichtssachen des Deutschen Bühnenvereins“. (Abonnements nehmen der Verlag Siegfried Cronbach, Berlin, alle Buchhandlungen und die Post entgegen.)

— Das jüngst erschienene 14. Heft des ebenso belehrenden, wie unterhaltenden, eine Fülle von Anregung bietenden Prachtwerkes „Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild“, Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W., 60 Lieferungen à 60 Pfg.) bringt in fesselnder Form eine Uebersicht über die Ereignisse der Jahre 1817—30. Klar und objektiv wird die deutsche Vortischenschaftsbewegung von ihrer Entstehung an geschildert, dann die Entwicklung der ein Jahrzehnt erfüllenden Kämpfe für die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoch, und endlich die politische Lage Frankreichs vor dem Ausbruch der Julirevolution. Zahlreiche, trefflich reproduzierte Illustrationen nach Gemälden erster Meister der dargestellten Zeit ergänzen den Text in wirksamer Weise.

— Nr. 39 des 21. Jahrganges der „Militär-Zeitung“, Organ für die Heeres- und Landwehr-Offiziere, Verlag von R. Eijenschildt in Berlin NW., redigirt von Hauptmann a. D. Dettlinger, hat folgenden Inhalt: Die Kaisermandover an der Weſer 1898. Von J. Schott, Major a. D. (Fortsetzung und Schluß). — Betrachtungen über die Organisation der Feldartillerie. — Die Vorkämpfer von wiederkehrenden Firkten. Eine Skizze von Gymnasial-Dozent Dr. Jurbonien, Premier-Lieutenant der Landwehr (Schluß). — Regional-Veränderungen. — Büchereigau. — Kleine militärische Mittheilungen. — Vermischtes. — Briefkasten. — Anzeigen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. W. Altherr & Hensleben. Rotation: 10 2 biele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87